

Ruth Gogoll
Rache! – Eine Kriminalerzählung

Die Personen

1. Regine, eine Psychoanalytikerin, 45 Jahre alt

Regine hat in den 60er/70er Jahren Psychologie studiert. Wie viele damals aus zwei Gründen: weil sie etwas Soziales, etwas für die Menschen, tun wollte und weil sie selbst massive psychische Probleme hatte aufgrund ihrer Herkunft und Erziehung.

Sie stammt aus sogenannten kleinen Verhältnissen, weder sie noch ihre Familie haben sich aber je damit abgefunden. Die Familie war vor dem 2. Weltkrieg etwas wohlhabender gewesen, hatte jedoch alles im Verlaufe des Krieges verloren. Ihren Vater kannte sie nur von Bildern. Ihre Mutter hatte sich schon früh scheiden lassen. Regine, das einzige Kind, sollte »alles wieder gut machen«, so hörte sie es alltäglich in ihrer Kindheit.

Obwohl ihre Mutter sich nur knapp mit ihrem Gehalt durchschlagen konnte, ermöglichte sie Regine das Abitur und das Psychologie-Studium (nachdem Regine erst einmal in Rekordzeit das Staatsexamen in Germanistik abgelegt hatte, um – wie ihre Mutter meinte – einen »Brotberuf« zu haben). Regine fühlte sich daraufhin verpflichtet, für ihre Mutter zu sorgen, was einige Probleme bereitete, da sie sich in deren Gegenwart stets wie geknebelt vor kam. Regine war in ihrer Jugend und auch noch danach mager-

süchtig gewesen, was damals aber noch nicht so hieß, weil es nicht erkannt wurde. Das erste, was ihre Mutter sagt, wenn sie sie sieht, ist: »Du hast ja schon wieder abgenommen!« Vorzugsweise dann, wenn Regine am Morgen gerade festgestellt hat, daß sie 200 Gramm zugenommen hat. Regine kann sich nicht gegen ihre Mutter wehren, ist aber jedes Mal völlig fertig, wenn sie wieder nach Hause kommt. Ihre Freundin muß sie dann wieder aufrichten. Trotz dieser Erfahrungen geht Regine fast ausnahmslos jeden Sonntag zu ihrer Mutter zum Essen.

2. Susanne, ihre Freundin, mit der sie in einer gemeinsamen Wohnung lebt

Susanne ist 35 Jahre alt und sehr ausgeglichen. Im Gegensatz zu Regine arbeitet sie nur so viel, wie sie unbedingt muß, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ansonsten sieht sie ihre Aufgabe darin, das Leben zu genießen. Sie stammt aus ähnlichen Verhältnissen wie Regine, hat sich aber stets geweigert, die Erwartungen ihrer Familie zu erfüllen. Sie wurde daraufhin als »renitent« abgestempelt und alle weiteren Bemühungen richteten sich nur noch auf Ausbildung und Karriere ihres Bruders, der mittlerweile ein erfolgreicher Rechtsanwalt mit Magengeschwür ist. Jedes Mal, wenn er Susanne sieht, bekommt er einen Wutanfall und beschimpft sie, woraufhin sie ihn auslacht.

Susanne weiß, daß Regine zusammenbrechen würde, wenn sie sie verlassen würde. Hauptsächlich deshalb bleibt sie bei ihr, und auch, weil sie dadurch relativ problemlos leben kann. Allerdings denkt sie auch manchmal darüber nach, ob sie Regine vielleicht liebt, besonders dann, wenn Regine in einem ihrer Verzweiflungsanfälle »Ich liebe dich« zu ihr gesagt hat und Susanne sich fragt, was das wohl ist: Liebe. Da sie es nicht genau weiß, läßt sie das aber ganz schnell wieder und sagt nur »Ich dich auch, das weißt du doch«, was Regine meistens beruhigt.

3. Hermann Kulenius (H.K.), ein Immobilienmakler, der Regine betrogen hat

H.K. ist 42 Jahre alt und wohnt immer noch bei seiner Mutter zu Hause, die für ihn kocht, wäscht, putzt usw.

Er hat durch seine Immobilienmaklertätigkeit in den vergangenen Jahren einiges verdient, womit er aber nichts anzufangen weiß. Das einzige, was er sich gekauft hat, ist ein Mercedes 500SL, auf den er auch sehr stolz ist. Aber es macht ihm auch nichts aus, ihn an seine Sekretärin zu verleihen, wenn das einmal nötig sein sollte.

Eigentlich versteht H.K. die Welt nicht richtig. Er hat Betriebswirtschaft studiert und nie so recht gewußt, was er machen soll. Durch seine Mutter und einen Zufall ist er im Immobiliengeschäft gelandet. Er versucht immer sein Bestes, er schleppt sogar selbst Farbeimer in die Häuser, die dann hinterher verkauft werden sollen, und trotzdem hat er das Gefühl, nichts läuft so, wie er es sich vorgestellt hat.

Oft wird er von seiner Chefin als Sündenbock mißbraucht und merkt es zu spät oder gar nicht. Er versucht, nicht darüber nachzudenken, und wendet einfach an, was er in seinem Studium und in seiner Praxis bisher gelernt hat. Die Einwände der Käufer oder Mieter, die sich auf menschliches Verhalten oder Ästhetik beziehen, sind ihm sowieso ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn er die Regeln befolgt hat, kann er überhaupt nicht begreifen, daß sich da jemand noch beschweren kann. Dann muß doch alles in Ordnung sein, oder?

4. Hermine Kulenius, seine Mutter

Hermine ist eine typische »Söhnmutter«. Sie hatte sechs davon, Hermann ist der jüngste, der älteste ist schon tot, und es besteht gute Aussicht, daß sie noch einige ihrer Söhne überleben wird.

Sie hat sich nie viele Gedanken gemacht, was das Leben wohl sein soll, sondern war immer vollauf damit beschäftigt, es zu beherrschen. Ihr Mann ist im Krieg geblieben und sie hat danach ein zweites Mal geheiratet. Aus dieser Ehe stammt Hermann. Der zweite Ehemann hat den Ehestand fünf Jahre überlebt, dann starb er. Hermine hat es kaum bemerkt, da sie so mit ihren Kindern und mit dem Kassieren der Rente beschäftigt war. Mit zwei Renten von ihren beiden Männern konnte sie ganz gut leben und Hermann die bestmögliche Ausbildung ermöglichen. Allerdings kam bei der Studien- und Berufswahl nur ein Beruf in Frage, »der auch etwas

einbringt«. Sie hat für Hermann das Fach ausgesucht und ihn auch in der Immobilienbranche untergebracht, soweit sie das konnte.

Sie ist so weit ganz zufrieden mit ihm, falls sie dieses Wort überhaupt kennt, nur fragt sie sich manchmal, »warum der Junge einfach nicht heiraten will«. Allerdings fragt sie sich das bei ihren anderen Söhnen auch ab und zu.

5. Sophia Kantor, Kollegin/Chefin des Hermann Kulenius, in die er heimlich verliebt ist, 43 Jahre alt

Sophia weiß den Wert des Geldes sehr wohl zu schätzen. Sie ist u.a. auch Steuerberaterin. Ihr Vater ist mittlerweile senil, und sie führt seine Geschäfte, erscheint aber offiziell nie als Besitzerin oder Geschäftsführerin, weil das steuerlich und auch sonst meistens eher hinderlich ist. Als sie geheiratet hat, hat sie ihrem Mann gesagt, daß sie keine Kinder möchte, und er richtet sich danach. Außerdem sieht sie ihn kaum, da sie selten zu Hause ist.

Hermann Kulenius arbeitet seit etwa fünf Jahren für sie, d.h. offiziell natürlich für ihren Vater. Sie hat gleich am Anfang gemerkt, daß er ein ziemlicher Trottel und verliebt in sie ist, aber er hat unerklärlicherweise irgendwie ein Händchen für Immobilien. Er bringt ihr einiges ein, und darüber hinaus kann sie ihm auftragen was sie will, er tut es. So spart sie sich einiges an Herumrennerei und im Zweifelsfall ist immer er schuld. Seine Provisionen bekommt er zwar, aber es könnte mehr sein, wenn er in einer anderen Firma arbeiten würde. Sophia weiß, daß das wahrscheinlich nie der Fall sein wird, solange sie die Chefin ist. Deshalb macht sie sich auch gar keine Gedanken, wie sie ihn behandelt. Er protestiert ja nie. Und da er nicht verheiratet ist, kann sie ihn auch viel besser disponieren.



Regine stieg langsam in den vierten Stock hinauf. Das ging auch nicht mehr so schnell wie früher. Schon im dritten fing sie meistens an zu schnaufen. Aber es war kein schlechter Tag gewesen heute. Zwei ihrer Patientinnen – sie hatte sich in fast 15 Berufsjah-

ren noch immer nicht daran gewöhnt, sie ›Klientinnen‹ zu nennen, irgendwie mochte sie die Bezeichnung, die ihr einen Touch von ›Frau Doktor‹ gab, lieber – hatten ihr Blumen und Geschenke mitgebracht, die eine, weil sie heute das letzte Mal dagewesen, die andere, weil sie verliebt in sie war. Sie hatten zu ihrer gehobenen Stimmung beigetragen. Die Verliebtheit war reine Übertragung, hoffte sie und glaubte sie andererseits doch nicht ganz, wie schon bei vielen. Aber vielleicht war sie auch echt. Immerhin war die Patientin lesbisch, ebenso wie sie selbst, und das konnte die Sache unter Umständen erschweren. Dennoch fühlte sie sich geschmeichelt, gerade weil diese Frau auch sonst Frauen liebte, und nicht nur eine gerade temporär in ihre Therapeutin verliebte Hetera war. Aber sie wußte, weder das eine noch das andere war eine Garantie für irgend etwas. Für was auch?

Sie schloß die Tür auf, und sogleich sprangen ihr die Katzen entgegen. Das hieß, daß Susanne sie noch nicht gefüttert hatte. Sie seufzte. Susanne war nicht viel mehr als acht Stunden außer Haus, sie hingegen manchmal zwölf bis vierzehn oder sogar sechzehn. Da konnte sie doch wenigstens die Katzen füttern. War das denn zu viel verlangt? Ach, Susanne! Sie versuchte, ihre Überlegungen zu diesem Thema in die hinterste Ecke zu drängen. Ich weiß ja, sie liebt mich nicht. Sie kann es gar nicht, das hat sie oft genug gesagt, und ich habe ihr gesagt, daß ich das auch gar nicht von ihr verlange, daß ich glücklich bin, wenn sie nur da ist, bei mir. Aber das stimmte natürlich so nicht, wenn Regine es richtig überlegte. Sie wollte, daß Susanne sie liebte, nicht nur, daß sie bei ihr blieb. Sie wollte, daß sie sie liebte, so wie sie umgekehrt auch... Aber stimmte das wirklich? Liebte sie Susanne oder begehrte sie sie nur? Sie hatte einen wunderbaren Körper, einen zehn Jahre jüngeren Körper, der ihr, Regine, heiße Schauer durch den Bauch jagte, wenn sie an ihn dachte. Aber war es wirklich nur das? Sie wußte es selbst nicht. Konnte sie eine Frau über Jahre ›nur‹ begehren? Und es für Liebe halten?

Sie lachte etwas bitter auf. Wenn eine Patientin ihr mit solch einem Problem gekommen wäre, hätte sie schon gewußt, was sie da machen mußte. Aber bei sich selbst? Wer wußte da schon Bescheid?

Sie drehte sich um, hängte ihren Mantel auf, schlang den Schal um den Bügel und trug ihre Tasche in die Küche. Der täglich gleich wiederkehrende Ablauf. Die Katzen folgten ihr miauend und sich gegenseitig anfauchend. Sie hakelten nacheinander.

»Hört auf damit! Ihr kriegt ja gleich was zu fressen.« Sie war müde, trotz des relativ angenehm verlaufenen Tages. Aber zuerst würde sie sich um die Tiere kümmern müssen. Was für eine Ironie! Ihre Großmutter hatte sie immer schon davor gewarnt, sich Tiere anzuschaffen, denn wenn sie einmal da wären, kämen sie zuerst. Das war schon auf ihrem Bauernhof so gewesen. Aber sie hatte ja nur Katzen und keinen Hof, oder? Dennoch . . .

»Ja, ja!« Sie stolperte fast über die beiden jüngsten, die erst kürzlich dazugekommen waren und immer Hunger hatten. Sie waren in freier Wildbahn aufgewachsen und konnten sich noch nicht vorstellen, daß es jetzt jeden Tag genug zu fressen geben würde. Mit einiger Mühe öffnete sie die Dose und hielt die beiden Kleinen gleichzeitig davon ab, ihr die Brocken aus der Hand zu reißen. Endlich war es geschafft. Fünf Schälchen standen gefüllt auf dem Boden und fünf Katzen fraßen mit affenartiger Geschwindigkeit daraus.

»Schlingt doch nicht so!« Was bildete sie sich eigentlich ein? Glaubte sie, die Katzen mit vernünftigen Argumenten erziehen zu können? Sie ließ es sein und zog sich einen Stuhl heran, um sich zu setzen.

Gerade wollte sie sich wieder hochstemmen, weil sie vergessen hatte, das Kaffeewasser anzudrehen, da fiel ihr Blick auf einen Brief. Das hieß, Susanne war zwischendurch zu Hause gewesen und hatte den Briefkasten geleert. Aber nicht die Katzen gefüttert! Sie würde wirklich ein ernstes Wort mit ihr reden müssen!

Der Brief war von ihrer Rechtsanwältin. Sie wußte, daß es sich nur um ein Thema handeln konnte. Sie hatte ihr versprochen, daß es eine Kleinigkeit sein würde, zu gewinnen. Na ja, nicht gerade eine Kleinigkeit, das hatte sie nicht gesagt, aber doch ziemlich aussichtsreich. Aber mit dieser schönen Überraschung würde sie warten, bis der Kaffee fertig war. Und dann ganz gemütlich und in aller Ruhe . . . Sie lächelte in Erwartung des Bescheides und stand auf.

Nachdem ihr Kaffee durchgelaufen war, nahm sie die Tasse vom Herd mit hinüber zum Tisch und setzte sich wieder. Die würden zahlen müssen! So leicht würden sie sie nicht wieder über den Tisch ziehen! Nie mehr!

Sie öffnete grinsend den Brief. Als sie die ersten drei Worte gelesen hatte, war das Grinsen auf ihrem Gesicht erstarrt und zur Grimasse geworden. Sie las es noch einmal. Das konnte doch nicht sein! *›Liebe Regine, leider muß ich Dir mitteilen, daß . . . ‹*

Leider? Leider? So begann man doch keinen Brief, der von einem Erfolg berichtete! Sie las widerstrebend weiter. *› . . . wir den Prozeß gegen Immobilitas verloren haben. Der Richter war nicht davon zu überzeugen, . . . ‹* Was heißt das, er war nicht davon zu überzeugen? Die haben mich betrogen! Das lag doch klar auf der Hand! Sie zwang sich noch einmal, die Buchstaben mit den Augen zu suchen. *›Die Aussage von Frau Kantor hat großen Eindruck auf ihn gemacht. ‹* Mein Gott, diese furchtbare aufgedonnerte Schlampe? Sie warf den Brief auf den Tisch.

Und jetzt? Jetzt würden die sich ins Fäustchen lachen, mehr noch als vorher. Eine Weile hatte es so ausgesehen, als ob sie schon verloren hätten. Das war ja eine schöne Überraschung! Damit waren alle Mittel erschöpft. Es gab keine Möglichkeit mehr, die Immobilitas in die Pflicht zu nehmen für irgend etwas, was sie ihr noch schuldete. Im Materiellen zumindest. Das andere hatte sie ja sowieso nicht einklagen können.

Sie nippte an ihrem Kaffee und verbrannte sich prompt die Zunge. Fast hätte sie vor lauter Wut und Enttäuschung den Kaffeebecher auf den Boden geschleudert. Aber sie sah im letzten Moment, daß es einer ihrer Lieblingsbecher war. Also hielt sie sich zurück. Nur ein wenig Kaffee schwappte auf den Boden und zog sogleich die beiden neuen Katzen an, die in wilder Gier gefressen hatten und schon fertig waren, während die anderen noch vor sich hin schmatzten.

Sie sah den Katzen teilnahmslos zu, während sie sich gegenseitig jeden Tropfen der Flüssigkeit auf dem Boden streitig machten, wahrscheinlich wegen der Milch, die darin enthalten war. Sie überlegte es ganz logisch. Die Milch, die Katzen – was hatte das alles jetzt noch für eine Bedeutung? Sie hatte den Prozeß verloren und damit die einzige Möglichkeit, sich wenigstens ein kleines biß-

chen für alles zu rächen, was diese Firma – und vor allem dieser Kerl! – ihr angetan hatte.

Sie merkte, wie die Tränen in ihr aufstiegen, jede einzelne glaubte sie zu spüren, bis sie sich über ihren Hals und ihren Hinterkopf bis zu ihren Augen vorgearbeitet hatte. Langsam rollten sie ihre Wangen hinunter, zuerst nur einige, dann immer mehr. Ein Schluchzen drückte ihr die Kehle zu und machte sich dann in einem fürchterlichen Weinkampf frei. Warum ich? Warum immer ich? Kann ich denn nicht auch mal gewinnen? Jeder erzählt Geschichten, wie er andere über den Tisch zieht, und das klappt immer. Und ich wollte doch nur mein Recht! Mein ganz einfaches, klares Recht! War das denn zu viel verlangt? Sie hieb mit der Faust auf die Stuhllehne. Es tat weh. Sie schrie. Noch nicht einmal das ging! Noch nicht einmal meine Wut kann ich abreagieren, ohne mir weh zu tun!

Immer mehr zog sich ihr Innerstes zusammen. Sie bekam keine Luft mehr. Ich werde sterben, dachte sie plötzlich ganz klar. Ich werde sterben, weil ich mich so sehr über diese Sache aufrege. Und was habe ich davon?

Nichts. Absolut gar nichts. Sie beruhigte sich etwas. Die Erkenntnis, daß selbst ihr eigener Tod nichts an den Tatsachen ändern würde, ernüchterte sie. Das hieß, sie war völlig macht- und wehrlos. Das Gesetz, das Recht, ein Gericht, das diese Werte, auf die sie sich immer geglaubt hatte, verlassen zu können, verkörperte, hatte sie im Stich gelassen. Sie war allein. Niemand unterstützte sie in ihrem rechtmäßigen – jawohl: rechtmäßigen! – Verlangen, Gerechtigkeit zu bekommen. Gerechtigkeit! Ha! Wie hatte doch dieser Anwalt so zynisch gesagt? *›Vor Gericht bekommen sie kein Recht, keine Gerechtigkeit, sondern ein Urteil.‹* So zynisch war das also gar nicht, sondern einfach nur richtig. Schlicht und einfach den Tatsachen entsprechend!

Sie bemerkte, wie sie sich schon wieder in etwas hineinsteigerte, das ihr die Luft abschnürte. Sie wußte nicht, wie sie es verhindern sollte. Durch das Rauschen in ihrem Kopf hörte sie plötzlich, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte und die Haustür geöffnet wurde. Die Tür knallte fast sofort wieder zu. Susanne! Das tat sie immer.

»Ist jemand da?« Susannes Stimme suchte sich ihren Weg durch den Flur bis in alle Räume. Sie hatte wirklich eine sehr tragende Stimme. Oder eine nervige – je nach der Stimmung, in der Regine sich befand, empfand sie es so oder so.

»Regine?« Jetzt bewegte sich Susannes Stimme schon auf die Küche zu. Gleich würde sie in der Tür stehen. Regine fixierte immer noch den Fleck auf dem Boden, den ihr überschwappender Kaffee hinterlassen hatte.

»Warum antwortest du nicht?« Susanne stand in der Tür, lehnte sich an den Rahmen. Sie sah wie immer ausgesprochen attraktiv aus. Manchmal hatte Regine in solchen Momenten schon das Bedürfnis gehabt, sie einfach auf den Boden zu schmeißen und sie zu spüren, zu küssen, zu streicheln und und und. Heute spürte sie das gleiche wie eine Erinnerung, einfach, weil es schon so oft so gewesen war. Und es war die Erinnerung einer anderen, nicht ihre eigene.

»Was hast du?« Jetzt wirkte Susanne doch etwas erschrocken, eine Reaktion, die man selten bei ihr fand. Im Normalfall nahm sie immer alles so hin, wie es gerade kam. Keine Erwartungen, keine Überraschungen, vor allem keine bösen. Susanne gab ihre lässige Haltung am Türrahmen auf und kam mit ein paar Schritten zum Tisch herüber, eher vorsichtig als eilig, aber eindeutig besorgt. Das war fast eine Verkehrung der gängigen Verhältnisse. Wenn jemand besorgt gewesen war, war es bis jetzt immer Regine gewesen. Sie sah auf Regine hinunter.

»Ist etwas passiert?« Ihr Blick glitt von Regine weg über den Tisch. Sie sah den Brief und nahm ihn hoch. Ebenso wie Regine reagierte sie schon nach den ersten drei Worten, allerdings nicht so heftig.

»Oh, ihr habt verloren.« Sie las noch den Rest und legte den Brief dann wieder auf den Tisch zurück. »Das tut mir leid. Du warst doch so sicher . . .« Sie stand noch immer etwas ratlos neben Regine. Regine sah Susannes Füße vor sich. Sie standen genau auf dem Kaffeefleck.

Ohne aufzublicken, sagte sie, »Ja, wir waren sicher – dachte ich.«

»Na ja, ist ja kein Weltuntergang.« Susanne ging zum Herd, eindeutig nicht besonders interessiert, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

»Kein Weltuntergang?« Regine hob langsam den Kopf. Ihr Blick glitt über Susannes Beine hinauf zu ihrem Po und ihrer Taille, bis ihre Augen in Höhe von Susannes Hinterkopf waren. Wenn sie sich umdrehte, würde sie ihr direkt ins Gesicht blicken. »Es war die letzte Chance.« Regines Betonung ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig.

Susanne drehte sich um. »Die letzte Chance wofür?« Sie lächelte. Sie nahm das alles gar nicht ernst. »Um ein paar tausend Mark zu bekommen, die du eh nicht brauchst?«

»Susanne! Es war wichtig für mich!« Ihre Wut kehrte mit solcher Macht zurück, daß es sie fast vom Stuhl riß.

»Ja, ich weiß.« Susanne ließ sich in keiner Weise beeindrucken. »Es war wichtig für dich, diesen kleinkrämerischen Idioten zu zeigen, daß du auch rechnen kannst. Oder daß du eine Anwältin hast, die das Gesetz kennt. Jetzt hast du's ihnen gezeigt, und sie haben trotzdem gewonnen. Was soll's?« Sie lenkte ihre Schritte wieder in Richtung Tür. »Falls Claudia anruft: Ich bin in meinem Zimmer. Wir wollen nachher ins Kino gehen. Du kannst dir ja überlegen, ob du Lust hast mitzukommen.«

»Aber es ging ums Prinzip!« Regines Antwort traf nur noch auf den leeren Türpfosten. Schneller als sie gekommen war, war Susanne schon wieder verschwunden. »Ich wollte Gerechtigkeit.« Als ob Susanne noch da wäre, sprach sie weiter. »Das Geld ist mir doch egal. Aber ich war im Recht. Ich hatte recht!« Mit jedem Wort war ihre Lautstärke angestiegen. Die letzten Worte brüllte sie fast. Aber sie bekam keine Antwort, keine Bestätigung, keine Reaktion.

Als sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Brief zurücklenkte, krochen die wütenden, bösen Gedanken wie Würmer in ihr hoch. Schon in ihrer Schulzeit hatte sie sich so versucht, zu rächen, sich die Rache vorzustellen, an ihren Lehrerinnen, an ihren Mitschülerinnen. Das hatte das Gefühl erst einmal verstärkt, aber dann, wenn sie sich lange genug vorgestellt hatte, wie sie zum Beispiel ihre Mathematiklehrerin vor sich würde im Staub kriechen lassen, wie sie um Gnade flehen würde, war die Befriedigung gekommen.

Und jedes Mal, wenn sie die Person ansah, konnte sie sich das Grinsen kaum verkneifen. Die wußte ja nicht, was sie dachte. Zumindest ihre Gedanken waren ihr ureigenster, ihr geheimster Besitz. Und sie hatte immer als brav und angepaßt gegolten, eine gute Schülerin, die sich wohl auch nur für die Schule interessierte. So dachten zumindest die anderen. Und das stimmte ja auch zum großen Teil. Aber gerade deshalb war jede schlechte Note in der Schule – und schlecht fing bei ihr da an, wo bei den anderen gut noch lange nicht aufhörte – für sie eine so tiefe Frustration.

Sie nahm den Brief wieder in die Hand. Das würden sie büßen! Das würde *er* büßen. Sie grinste sardonisch, langsam machte ihr die Sache Spaß. Zuerst einmal er. Er war das schwächste Glied in der Kette, eindeutig. Sie erinnerte sich an seine Gesten, seine Mimik, seine Sprache, seine Unsicherheit, wenn man ihn angriff, wenn er allein war. Allein zu sein war wahrscheinlich das Schlimmste für ihn. Ohne sein gewohntes Umfeld. Sie erinnerte sich an einen Patienten, der jedes Mal völlig durchdrehte, wenn sie einen Sessel in ihrer Praxis verstellt hatte. Sie rief ihre Sekretärin an.

»Lissy? Ja, hier ist Regine. Bitte streichen Sie doch alle meine Termine für diese Woche und benachrichtigen Sie die Patienten, ja?« Lissy fragte nicht, obwohl dieses Verhalten in ihrer Laufbahn als Regines Sekretärin noch nie vorgekommen war. Termine streichen von jetzt auf gleich. Aber sie interessierte sich nicht genug für den Job, um darüber nachzudenken.

Regine begann sofort mit der Planung. Als ob H.K. ein neuer Patient wäre, analysierte sie ihn. Was hatte er erzählt, wie verhielt er sich? An wen erinnerte er sie noch? Ach ja – »Das Drama des begabten Kindes«! Obwohl ihre Kollegin Alice Miller sicher an etwas ganz anderes gedacht hatte, als sie dieses Buch schrieb, als Regine bei ihren Racheplänen zu unterstützen.

Die nächsten Tage waren mit Planungen und Beobachtungen ausgefüllt. Es war nicht leicht, H.K. zu erwischen, wenn man ihm nicht ständig folgte. Manchmal verließ er das Haus schon um sechs oder sieben, dann wieder erst um zehn. Regine ließ sich von einem Schnellservice eine Standheizung in ihren Wagen einbauen, um die kalten Wartestunden zu überstehen.

Abends kam er meistens spät nach Hause, manchmal aber auch schon am Nachmittag, ging dann aber irgendwann wieder. Sie sah

ihm zu, wie er Häuser und Wohnungen verkaufte, genauso, wie er es bei ihr gemacht hatte. Sie sah die Käufer, die sich von seiner äußerlichen Harmlosigkeit täuschen ließen, wie er ihnen das Blaue vom Himmel versprach, genau wie bei ihr. Sie bedauerte die anderen nicht. Wieso sollte es ihnen besser ergehen als ihr?

Er war erfolgreich, erfolgreicher, als sie gedacht hatte, obwohl sein angeberischer Mercedes ihr das auch schon suggeriert hatte. Sie fragte sich, was es war, das ihn so erfolgreich machte. Er schien keinerlei Wert darauf zu legen. Niemals beobachtete sie, daß er sich mit seinen Ergebnissen brüstete. Im Gegenteil, er schien sie gar nicht richtig wahrzunehmen. Das einzige, was ihm wichtig zu sein schien, war seine Zusammenarbeit mit Sophia Kantor, seiner Quasi-Chefin. Er nahm jede Gelegenheit wahr, sie zu sehen oder irgend etwas für sie zu erledigen. Er rackerte sich ab, um hinterher von ihr gestreichelt zu werden. Wirklich wie ein Hund, dachte Regine verächtlich.

Immer mehr wurde er aber in ihren Augen zu weniger als einem Hund, zu einem Objekt – nicht der Begierde, sondern der Verachtung, eine Figur in einem Spiel, von dem er selber nichts wußte. Soweit sie es sah, war das mit Abstand Regelmäßigste in seinem Leben seine Mutter – und eben diese hündische Hingabe an Sophia Kantor. Und von diesen beiden war entschieden seine Mutter die Berechenbarere. Ihren Tagesablauf hätte man mit einer Uhr stoppen können, ohne von Tag zu Tag mehr als ein paar Sekunden Unterschied festzustellen.

Offensichtlich hatte sie es aufgegeben, ihren Sohn zu den Mahlzeiten zu erwarten. Aber wer wußte, ob sie das je getan hatte? Sie machte im großen und ganzen einen äußerst zielstrebigem Eindruck. Jeden Tag um genau dieselbe Uhrzeit verließ sie das Haus, um einkaufen zu gehen. Völlig unerklärlicherweise schaffte sie es sogar, um genau dieselbe Uhrzeit zurück zu sein.

Regine entschied, daß sie das erste Opfer sein würde, da sie so ideal alle Voraussetzungen dafür erfüllte. Es kostete sie noch ein paar Tage der Überlegung, welche Methode des Außer-Gefechtsetzens sie ihr zuzuweisen gedachte.

Sie erwog mehrere Methoden, wobei ihr der Film »Ein Fisch namens Wanda« hilfreich zur Seite stand respektive dessen Drehbuchautor. Schmunzelnd erinnerte sie sich daran, daß es sich dabei

um Anschläge auf Hunde gehandelt hatte – wie passend! –, und daß die Autovariante am erfolgreichsten gewesen war. Also entschied sie sich dafür, es ebenfalls mit einem Auto zu versuchen. Es war auch das einzige Instrument, das ohne Probleme zu beschaffen war, und das sie außerdem beherrschte. Sie fuhr gern Auto. Es war kein Problem, ein relativ großes Auto bei einem Schrotthändler zu besorgen. Er nannte sich zwar ›Gebrauchtwagen‹, aber der TÜV war so gut wie abgelaufen, und diese Hürde würde er wohl auch nicht noch einmal schaffen. Sie erzählte dem Händler eine fröhliche Geschichte von einer Urlaubsreise mit einer Freundin, für die die verbliebenen TÜV-freien Wochen genau ausreichen würden, und er hielt sie wahrscheinlich für ein wenig überkandidelt, eine alte Schrulle. Aber eine harmlose, eine, der man nichts Böses zutrauen würde. Das war genau das, was sie beabsichtigt hatte.

Am nächsten Tag machte sie eine Probe. Als H.K.s Mutter das Haus verließ, folgte sie ihr mit dem Wagen und suchte sich eine Stelle aus, an der sie den Bordstein überfahren konnte, ohne dabei besonders aufzufallen. H.K. und seine Mutter wohnten in einer der Vorstädte, die sich nicht entscheiden können, ob sie nun zur Stadt dazugehören oder nicht. Eine Gegend, in der weniger gewachsene Strukturen vorherrschten als die möglichst bequeme Verkehrsverbindung zur Stadt während der Hauptverkehrszeiten. Tagsüber und abends war sie entsprechend ausgestorben. Auf den Abend kam es ja auch nicht an. Der Vormittag war das Entscheidende. Der Vormittag, an dem alle Nachbarn wie immer an ihren Arbeitsplätzen sein würden. Das Viertel war zu teuer, um viele Rentner oder Studenten anzuziehen, die am Tage hätten zu Hause sein können. Die Voraussetzungen waren wie geschaffen für eine Tat, wie sie sie plante. Sie legte sich wohlweislich keine Rechenschaft darüber ab, was sie denn tatsächlich plante, ob sie den Tod der Mutter zum Beispiel billigend in Kauf nahm oder nicht. In ihrer Sichtweise nannte sie es nur ›Aus-dem-Weg-schaffen-zwecks-Verunsicherung‹. Sie würde sich später mit den Details beschäftigen.

Der Tag nach der Probe war ein Mittwoch. Mittwochs ging H.K.s Mutter nicht einkaufen, sondern zum Friseur. Regine stand schon morgens um sieben vor dem Haus, obwohl sie wußte, daß vor neun Uhr nichts passieren würde. War sie aufgeregt? fragte sie

sich. Fast ein wenig erstaunt stellte sie fest, daß davon nicht die Rede sein konnte. Es war, als wäre es ein Tag wie jeder andere.

H.K.s Mutter verließ das Haus um genau 9.00, um den Vorortzug – eigentlich eher eine Straßenbahn – in die Stadt zu nehmen. Um sie nicht aus den Augen zu verlieren, folgte ihr Regine. Das Auto hatte sie zuvor am Park-and-Ride-Parkplatz abgestellt, wo sie es beim Zurückkommen schnell wieder würde abholen können.

Der Friseurbesuch lief genauso generalstabsmäßig ab, wie Regine es sich vorgestellt hatte. Mit Dauerwelle, Färben und Föhnen dauerte er exakt 4 Stunden. Danach führte sich H.K.s Mutter noch einen Kaffee zu Gemüte, in ihrem Stammcafé am Marktplatz. Fast hatte Regine den Eindruck, der Kaffee habe schon für sie bereit gestanden, als sie kam. Offenbar konnte sich selbst der Kellner auf ihre Pünktlichkeit verlassen. Mit dem Zug um 14.45 Uhr kehrte die nun frisch Frisierte in die Öde des Vorortes heim, d.h., das wollte sie natürlich, aber heute würde es anders verlaufen. Fast hätte Regine sich bei der Vorstellung die Hände gerieben. Sie unterließ es peinlich berührt, als sie es merkte.

Es war kein großes Problem für Regine, den Wagen zu holen und H.K.s Mutter zu folgen. Als sie die vorgesehene Stelle erreichte, gab sie Gas. Da sie von hinten kam, konnte die andere sie nicht sehen.

Es ging leichter, als Regine gedacht hatte, ein leichter Schlag, ein undefinierbar knirschendes Geräusch, und sie war über sie hinweg. Sie sah sie im Rückspiegel auf dem Bürgersteig liegen. Ein wenig Blut floß unter ihrem Kopf hervor, ansonsten sah sie aus, als ob sie nur gerade hingefallen wäre, ohne sich direkt wieder erheben zu können. Schade um die neue Frisur, dachte Regine noch. Die hätte sie sich heute sparen können. Aber sie wußte ja nicht . . .

Regine fuhr in einen nahegelegenen Wald – eher ein Spaziergehäldchen für die Vorortbewohner – und stieg aus. Sie lief um das Auto herum und betrachtete die Schäden. Vorne eine leichte Delle im Kotflügel, die aber gar nicht auffiel bei den vielen anderen, die zuvor schon dagewesen waren. Ansonsten nichts, außer vielleicht eine rostfarbene Verfärbung an der Stoßstange, ein kleiner Fleck, kaum zu sehen. Regine beachtete ihn nicht näher. Sie wollte ihn gar nicht näher betrachten und eventuell feststellen, was es war. Sie scheute sich vor der Gewißheit.

Es war nichts an dem Auto, was irgendwie Argwohn erwecken konnte. Sie stieg wieder ein und fuhr zurück in Richtung Stadt. In einem stadtnah gelegenen Industriegebiet benutzte sie die Selbstbedienungswaschanlage. Danach sah das Auto zwar sauber, aber auch viel älter aus als vorher. Nun ja, das sollte sie nicht stören. Sie würde es eh bald los sein.

Sie fuhr nach der Wäsche sofort auf die Autobahn. Wie vorgesehen hatte sie die Strecke von fast 300 Kilometern nach gut 3 Stunden zurückgelegt. Sie erwischte den Schrotthändler, dessen Anzeige sie gelesen hatte, gerade noch, bevor er das Tor schließen wollte. Da sie nicht mit ihm handelte, hatte sie eine Viertelstunde später alles mit ihm geregelt. Ein ganz normaler Vorgang für ihn, wie ihr schien. Er würde sich wahrscheinlich an sie erinnern, aber wer sollte ihn schon fragen?

Sie vermied es, ein Taxi zu bestellen, und nahm den Bus zum Bahnhof. Zwar mußte sie eine Dreiviertelstunde warten, bis er kam, aber es war ihr sicherer. Viele, die in den großen Einkaufszentren hier im Industriegebiet eingekauft hatten oder dort arbeiteten, fuhren mit diesem Bus in die Stadt zurück. Er war so voll, daß Regine nicht einmal einen Sitzplatz bekam. Hier würde sich garantiert niemand an sie erinnern!

Am Bahnhof gab es einen Automaten, an dem sie die Karte für den Zug ziehen konnte. Sie brauchte noch nicht einmal einen Schalterbeamten zu bemühen. Das lief ja wie am Schnürchen!

Im Zug suchte sie sofort das Restaurant auf und ließ sich ein Abendessen servieren. Sie, die sonst nie trank, gönnte sich sogar einen Rotwein dazu. Während die Landschaft an den Zugfenstern vorbeirauschte, sinnierte sie vor sich hin. Es war alles glatt gegangen. Keinerlei Probleme. Einmal kam ihr ein Gedanke. Ob H.K.s Mutter wohl tot war? Dieser Begriff erschien ihr heute so fremd. Das war ein Zustand, ein Status, den sie nicht kannte. Sie hatte sich schon oft Gedanken über den Tod gemacht. Wie es wohl sein würde. Sie hatte innerhalb ihrer Lehranalyse über ihre Selbstmordsehnsucht gesprochen. Aber das hier war etwas anderes. Es betraf einen anderen Menschen, einen, den sie noch nicht einmal kannte. So gesehen war es eine neue Erfahrung für sie. Sie schüttelte ihre Gedanken ab und bestellte noch einen Wein.

Als sie zu Hause ankam, war sie tatsächlich leicht beduselt. Sie war keinen Alkohol gewöhnt. Sie legte sich ins Bett und schlief sofort ein.

Ihr Radiowecker weckte sie am nächsten Morgen mit den Nachrichten. Nach den allgemeinen Katastrophen der Gesamtwelt wurden auch die lokalen Ereignisse gewürdigt. *»Gestern nachmittag kurz nach 15 Uhr wurde eine 69jährige Frau in Wohlhausen überfahren. Der Fahrer der großen Limousine beging Fahrerflucht. Ein Passant, der gerade um die Ecke kam und deshalb weder Autonummer noch Fahrer erkennen konnte, holte sofort einen Krankenwagen. Aufgrunddessen konnte die Frau rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht werden. Sie erlitt schwere Verletzungen an Kopf und Beinen, ist aber mittlerweile außer Lebensgefahr. Die Polizei bittet . . .«*

Den Rest hörte Regine nur noch verschwommen. Sie hatte fast einen Schwindelanfall, als die Spannung, die sie während der Nachrichtenmeldung empfunden hatte, von ihr abfiel. Also war sie nicht tot! Sie hätte niemals gedacht, daß ihr diese Nachricht so viel Erleichterung einflößen würde. Diese Frau war doch nur Mittel zum Zweck gewesen, nichts weiter. Aber es war gut. So hatte sie nun doch keinen Mord auf ihr Gewissen geladen. Nur Fahrerflucht, was war das schon?

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit dem Verfolgen H.K.s bei sämtlichen seiner Verrichtungen, na ja, nicht sämtlichen. Er hetzte vom Krankenhaus zur Arbeit und wieder zurück. Er verpaßte Termine, ließ Kunden warten, die daraufhin erbost in der Makleragentur anriefen und sich bei Sophia Kantor beklagten. Sobald er das Büro betrat, erwartete sie ihn schon mit neuen Vorwürfen. Kaum hatte er eine Schlappe ausgewetzt, folgte die nächste. Er bekam nichts mehr geregelt, obwohl er nun regelmäßig auswärts aß, da er zum Einkaufen ohnehin nicht kam, geschweige denn zum Kochen.

Sein Leben bekam den Charakter einer Bahnhofshalle. Je mehr Sophia Kantor ihn beschimpfte, ihm Aufgaben entzog, da sie sich nicht auf ihn verlassen konnte, um so mehr folgte er ihr wie ein Hund – wenn er konnte. Er sah sie ja kaum noch. Vermutlich um dieses Manko auszugleichen, lungerte er nun immer öfter nachts – zu Hause erwartete ihn ja niemand – vor ihrem Haus herum. Manchmal saß er nur im Auto davor, stundenlang, fast unbeweg-

lich, manchmal schlich er sich von hinten durch den Garten an das Haus heran, um durch die Terrassentür vielleicht einen Blick auf Sophia zu erhaschen.

Regine beobachtete ihn amüsiert bis genervt bei diesen Tätigkeiten. Sie hatte sich ein gutes Nachtglas gekauft und brauchte sich nicht einmal aus ihrem Auto herauszubewegen, um H.K. im Auge zu behalten. Die Terrassentür war meistens offen und erlaubte den Blick in das Wohnzimmer der Kantors. Manchmal war auch Sophias Vater da oder ihr Mann. Einmal beobachtete H.K. – und Regine mit ihm – eine Szene, wie sie sie nicht für möglich gehalten hätte. Sie wußte, daß das Verhältnis zwischen Sophia und ihrem Mann eher kühl war, um nicht zu sagen gleichgültig. Sie hatte sich auch keine Gedanken darüber gemacht, es interessierte sie im Grunde genommen nicht.

An diesem Abend aber hatten die Kantors gemeinsam gegessen – ein äußerst seltenes Ereignis, wie es schien – und Sophias Vater hatte sich bereits zurückgezogen. Sophia und ihr Mann tranken noch ihren Wein aus, dann brachte Sophia die Gläser in die Küche. Als sie zurückkam, erwartete ihr Mann sie in der Nähe der Tür. Sie wollte an ihm vorbeigehen, aber er hielt sie leicht fest und drehte sie zu sich herum. Sie sah etwas erstaunt aus, blieb aber stehen. Er beugte sich zu ihr herunter und küßte sie auf den Mund. Als ob sie ihn abwehren wollte, hob sie die Hände und traf dabei auf seine, die sie berühren wollten. Sie ließ sich von ihm küssen und verschränkte ihrer beider Hände. Sie hob sie über ihren Kopf. So standen sie da, wie ein Paar Gekreuzigte oder wie ein mitten in einer Gymnastikübung erstarrtes Partnergespann.

Regine hätte beinahe gelacht, als sie das sah. Es drückte so vieles aus, was in dieser Beziehung gang und gäbe war, dachte sie. Vor lauter Erheiterung hatte sie H.K. etwas aus den Augen verloren, der neben die Terrassentür geklemmt dastand, und sich – nachdem er dieselbe Szene wie Regine beobachtet hatte – an die Wand lehnte. Er bewegte sich nicht. Sie stellte das Glas wieder auf ihn ein. Sie sah sein Gesicht. Sie erstarrte. Das gab es doch nicht! Aber selbst wenn das ein Nachtglas war, es war ein gutes, und es zeigte die Wirklichkeit klar. Er weinte.

Regine hätte niemals angenommen, daß sie so erschüttert über ein in ihren Augen so lächerliches Verhalten hätte sein können.

Aber es brachte sie auch noch auf eine Idee. Möglicherweise war es kein Ausdruck von Liebe, den sie da beobachtet hatte, vielleicht wollte Sophias Mann einfach nur mit ihr schlafen. Aber H.K.s Reaktion war eindeutig. Wenn er der Mann in dieser Szene hätte sein dürfen, wäre er übergücklich gewesen. Also warum sollte sie ihm dieses Glück nicht gönnen? Sie stellte sich vor, wie H.K. durch die Terrassentür das Haus betrat, nachdem Sophias Mann schon zu Bett gegangen war, wie er Sophia umarmte und küßte, wie er mit ihr auf den Teppichboden sank . . . Sie ließ ihren Wagen an. Sie hatte genug gesehen für heute.

Als sie zu Hause ankam, ging sie zu ihrem Schreibtisch und suchte einen Bogen neutrales Papier heraus. Sie schrieb einen Brief an Sophias Mann. Anonym natürlich und auf der Schreibmaschine. Die Szene, die ihr eben wie von selbst zugeflogen war, wurde zur Realität. Sie schmückte sie noch etwas aus und unterschrieb mit »Ein wohlmeinender Freund«, obwohl sie das eigentlich lächerlich fand. Aber es gab dem Ganzen den Touch des Realen. Jeder kannte diese Formel schließlich aus den entsprechenden Krimis.

Sie legte den Brief auf ihren Nachttisch und schlief ein. Das selige Lächeln auf ihren Lippen wäre einem zufälligen Beobachter nicht entgangen.

Sie brauchte keine großen Anstrengungen mehr zu unternehmen, um ihre Strategie weiterzuverfolgen. Dem ersten Brief folgten weitere. Ihre Phantasie bot ihr immer mehr Szenarien an. Fast hätte sie aus H.K. und Sophia ein S/M-Paar gemacht. Immerhin – Sophia als Domina, das lag doch nahe, oder nicht? Sie schrieb die Briefe wie Kapitel aus einem Roman. Die Figuren machten sich selbständig, hatten weder mit ihr noch mit der Realität noch etwas zu tun. Sie tat niemandem weh, denn es waren ja nur Figuren, keine Menschen.

Sie verschloß sich den tatsächlichen Vorgängen immer mehr. Susanne kam eines abends nach Hause – sie war immer weniger zu Hause, seit Regine sich ihrer Rache verschrieben hatte, aber Regine merkte es nicht – und fand sie dabei, wie sie einen der Briefe an Sophias Vater schrieb. Sie hatte ihn mittlerweile in ihre Pläne einbezogen, weil sie gemerkt hatte, daß er trotz all seiner Senilität noch immer ein wichtiger Bezugspunkt für Sophia war.

Susanne sprach Regine an, bekam aber nur ein Gebrummel als Antwort. Sie zog sich in die Küche zurück und tauchte nach einer Weile wieder in Regines Arbeitszimmer auf.

»Regine?« Die Reaktion war ähnlich wie beim ersten Mal. Susanne beobachtete einen äußerst gemeinen Zug um Regines Mundwinkel, den sie so noch nie bemerkt hatte. Unwillkürlich fragte sie, »Was machst du da?«

»Oh, ich schreibe einen Brief.« Der gemeine Zug, ein diabolisches Grinsen, wurde wenn möglich noch stärker.

»Was für einen Brief?« fragte Susanne mißtrauisch. Sie hatte sich bis jetzt nicht eingestanden, wie sehr sich Regine in letzter Zeit verändert hatte, hatte es auch gar nicht bemerken wollen, aber nun kam ihr diese Frau, mit der sie schon so lange zusammenlebte, auf einmal völlig fremd vor, und das auf eine erschreckende Weise.

»Willst du es wirklich wissen?« Dieses Grinsen, von unten herauf, das war doch nicht Regine!

Susanne wäre am liebsten geflüchtet, aber merkwürdig gespannt auf die Antwort sagte sie, »Ja, warum nicht?«

»Er geht an Sophia Kantors Vater, du weißt doch, der senile Trottel.«

»Ja, ich weiß.« Susanne war verwirrt. Was sollte das? Regine oder sie hatten nie etwas mit diesem Mann zu tun gehabt, bis auf einmal, als er wohl meinte, seine Geschäfte wieder selber führen zu müssen, was ihm seine Tochter dann aber schnell ausgetrieben hatte.

Regine fuhr ganz von selbst fort, ohne daß Susanne sie fragen mußte. »Es ist eine kleine Geschichte über Sophia und H.K. Sehr nett. Willst du sie lesen?« Es war wie die Aufforderung einer Autorin, ein Urteil über ein kürzlich entstandenes Werk abzugeben. Susanne wußte nicht, was sie lieber tun wollte: das Angebot annehmen oder ablehnen. In Anbetracht von Regines Zustand erschien es ihr sinnvoller, es anzunehmen. Wer wußte, wie ihre Reaktion im anderen Fall sein würde? Susanne merkte, wie sie Angst bekam. Angst? Vor Regine? Sie drängte ihre Verwirrtheit beiseite und nahm den Brief, den ihr Regine entgegenhielt.

Sie las und mußte im ersten Moment lachen. »Wie? H.K. und die Kantor haben ein Verhältnis?«

Regine stutzte. »Nein. Wie kommst du darauf?«

Jetzt stutzte Susanne. »Aber hier steht doch . . .«

Regine winkte ab. »Was da steht . . .«

»Heißt das, du hast es erfunden?« Susanne sah Regines Nicken schon, bevor sie den Satz beendet hatte. »Aber warum?«

»Warum?« Regines Stimme klang wie ein Echo aus der Tiefe des Tales. »Du fragst, warum? Du weißt doch, was sie mir angetan haben.«

»Ja, sicher . . .« Susanne hatte schon lange nicht mehr an die Vorfälle von vor Jahren gedacht, aber natürlich, da war doch vor gar nicht allzulanger Zeit dieser Brief gewesen!

Regine nahm den Brief, den Susanne wieder auf den Tisch gelegt hatte, und schrieb schon wieder eifrig weiter. »Ich verstehe nicht . . .« Susanne fühlte sich etwas verloren in der Situation, die sie immer noch nicht begriff.

»Du wirst schon verstehen.« Regine grinste. »Hast du H.K. mal in letzter Zeit gesehen – oder die Kantor?«

»Nein.« Susanne erinnerte sich nicht einmal an ihre letzte Begegnung. Plötzlich erkannte sie einen Zusammenhang. »Willst du damit sagen, das ist nicht der erste Brief dieser Art?«

»Natürlich nicht.« Regine sah nur kurz hoch, um dieses Selbstverständlichkeitsvotum abzugeben.

»Regine, was machst du da?« Susanne betonte jedes Wort einzeln, um Regines Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Dasselbe, was sie mit mir gemacht haben. Ist doch nur gerecht, oder?« Regine war schon wieder in die Abgründe der Wörter versunken.

»Du willst dich rächen?« Susanne wurde langsam klar, um was es ging.

»Rächen?« Regine dachte über das Wort nach, als hörte sie es zum ersten Mal. »Gerechtigkeit schaffen, würde ich eher sagen.« Sie kehrte zu ihrer Schreibearbeit zurück.

»Und dir ist klar, was du da tust?« Susanne konnte nicht begreifen, daß eine Frau wie Regine, mit ihrer psychologischen Ausbildung, eine solche Sturheit an den Tag legen konnte. Regine war es immer gewesen, die Susanne vorgeworfen hatte, sie kümmere sich zu wenig um die Belange anderer.

»Natürlich ist mir das klar!« Regine tat, als ob eine Diskussion über dieses Thema völlig überflüssig wäre.

»Was willst du damit erreichen?« Susanne konnte sich keinerlei Vorstellung von dem machen, was Regine bewegte.

»Ich werde dafür sorgen, daß er keine ruhige Minute mehr hat, was sonst?« Regines Stimme klang ungeduldig. Warum hielt Susanne sie so lange von ihrem Vorhaben ab, das so klar vor ihr lag?

Susanne schüttelte den Kopf. Sie hatte schon des öfteren daran gezweifelt, ob es ihr überhaupt gegeben war, Regine zu verstehen, aber heute fiel es ihr schwer, daran zu glauben, daß sie das je hatte tun wollen. Sie seufzte. So ernst, wie es im Moment aussah, würde die Situation sicher nicht sein. Das hatte sich noch immer herausgestellt. »Hauptsache, du weißt, um was es geht.« Sie drehte sich zur Tür um und wollte den Raum verlassen. Merkwürdig berührt drehte sie sich noch einmal um. Regine saß da, über den Schreibtisch gebeugt wie eine Erstkläßlerin. Ihre Zunge unterstützte die Feder beim Schreiben mit kleinen Bewegungen. Das sah wirklich nicht so schlimm aus, vielleicht ein bißchen retardiert, aber das renkte sich sicher wieder ein. Sie ging.

Trotzdem konnte sie sich eines ungunstigen Gefühls im Nacken nicht erwehren. Sie wußte nicht, warum. Bis jetzt war sie immer gut zurechtgekommen, wenn sie Dinge, die ihr unangenehm waren, einfach ignorierte. Das war die bequemste Haltung, und wer konnte sie auf etwas festlegen, wenn sie selbst sich nicht festlegte? Sie versuchte, zu ihrer alten Gleichgültigkeit zurückzukehren, aber irgend etwas hatte sich verändert. Sie machte einen leicht verzögerten Schritt in Richtung ihres Zimmers. Sollte sie noch einmal zu Regine zurückgehen? Hatte sie dazu eine Veranlassung? Sie straffte ihre Schultern. Nein. Hatte sie nicht. Regine hatte nur wieder eine ihrer depressiven Phasen, und sie, Susanne, hatte keine Lust, sich das selbstmitleidige Gejammer anzuhören, das unweigerlich kommen würde, wenn sie sie fragte. Sie betrat ihr Zimmer und schloß leise hinter sich die Tür. Ihr fiel nicht auf, daß sie das sonst nie tat.

Obwohl sich diese Szene nicht mehr wiederholte, weil Susanne Regines Tätigkeit ignorierte und nur das nötigste Alltägliche mit ihr sprach, konnte sie ihr wachsendes Unwohlsein mit Regines Zustand auf Dauer nicht ignorieren. Sie versuchte immer wieder, sie auf ihre Aktivitäten anzusprechen, aber Regines Reaktionen wur-

den auch Susanne gegenüber zunehmend bösartiger. Es war Susanne nicht möglich, ein einigermaßen normales Gespräch mit Regine zu führen. Regine schloß sich in ihrem Zimmer ein, kam nur heraus, um ins Bad zu gehen. Immer seltener aß sie. Mit dunklen Ringen unter den Augen und einem skeletthaften Körper sah sie letztendlich eher wie ein Opfer denn wie eine Täterin aus. Susanne stellte ganz neue Gefühle an sich fest. Sie versuchte, Regine zum Essen zu bewegen, zum Schlafen, zur Aufgabe ihrer Rache. Regines Antworten waren die eines trotzigem, verängstigten Kindes, aber ausgestattet mit einem scharfen, unglaublich bösartigen und menschenverachtenden Intellekt.

Susanne fühlte sich überfordert und mit der Zeit auch abgestoßen von dieser Frau, die so gar nichts mehr mit der Regine gemeinsam hatte, die sie kannte. Nach einem Gespräch mit ihrer besten Freundin Claudia packte sie ein paar Sachen zusammen – sie hatte insgeheim immer noch die Hoffnung, daß Regine sich wieder fangen würde, und gestaltete es deshalb eher wie die Vorbereitungen zu einer Urlaubsreise als einen Auszug – und zog zu ihr.

Sie hörte längere Zeit nichts von Regine. Langsam gewöhnte sie sich daran, daß keine Beziehung mehr zwischen ihnen bestand. Einmal – am Anfang – hatte sie noch angerufen, aber Regine machte den Eindruck, als wolle sie nicht mit ihr sprechen. Sie schien nicht beleidigt. Es war, als hätte sie kaum bemerkt, daß Susanne ausgezogen war.

Susanne ging mit Claudia aus. Bei einem dieser Ausflüge lernte sie eine Frau kennen, die äußerlich das absolute Gegenteil von Regine war. Eher dick als dünn, schien sie ausgeglichen und zufrieden. Susanne empfand es als erholsam, sich mit ihr zu unterhalten. Melissa war Literaturdozentin an der Uni in der Stadt, hatte aber auch noch eine Menge anderer Interessen. Sie konnte unglaublich amüsant erzählen, hörte aber auch aufmerksam zu. Susanne fühlte sich sofort angezogen von ihr. Schon nach dem ersten Abend schliefen sie miteinander. Susanne fühlte sich in Melissas Armen ruhig und geborgen, ein Gefühl, das sie – wie sie nun plötzlich merkte – schon lange nicht mehr gehabt hatte.

Sie wachte auf – ihr Körper wehrte sich nach den wunderschön erregenden Anstrengungen der vergangenen Nacht noch ein wenig dagegen – und hörte Klavierspiel. Das C-Präludium von Bach, ein

herrlich einfach strukturiertes und beruhigendes Stück. Susanne streckte sich und gähnte. Das Stück begann wieder von vorne. Anscheinend hatte Melissa ein Faible dafür und die CD auf Repeat gestellt. Susanne stand auf und ging den Klängen nach. Als sie das Zimmer betrat, aus dem sie zu kommen schienen, sah sie zuerst niemanden. Die U-Form des Raumes erlaubte keinen Einblick in die Ecken. Sie ging einen Schritt weiter.

»Du spielst?« Ihr Erstaunen war echt. Sie sah Melissa an einem großen braunen Flügel sitzen, der etwas in die Ecke geschoben war, um Platz zu sparen.

»Ja.« Melissa blickte lächelnd zu ihr hoch und spielte weiter.

Susanne ging zu ihr hin und küßte sie auf die Wange.

»Du spielst sehr schön. Laß dich nicht stören.« Sie sah auf Melissa hinunter und merkte, daß die vergangene Nacht für sie mehr als ein One-Night-Stand gewesen war. Sie hatte sich in Melissa verliebt. Sie setzte sich in einen Sessel, der dem Flügel gegenüberstand. Melissa spielte das Stück noch einmal zu Ende und erhob sich ruhig.

»Ich spiele sehr gerne morgens nach dem Aufstehen. Und speziell dieses Stück. Es ist ein wunderbarer Einstieg in den Tag.« Sie lächelte freundlich und einnehmend.

Susanne zuckte ein wenig entschuldigend die Schultern. »Ich kann leider nicht spielen. Obwohl ich es immer lernen wollte. Aber ich höre es sehr gern, wenn jemand spielt.«

Melissas Gesichtszüge nahmen einen zärtlichen Ausdruck an. »Du kannst es noch sehr oft hören, wenn du möchtest.« Sie kam zu Susanne herüber und beugte sich über sie. Ihr Kuß war zart und forschend, er forderte nichts. Susanne spürte die Erregung zurückkehren und legte ihre Arme um Melissa, als sie sie heftig zurückküßte.

Melissa machte sich ein wenig von Susannes Armen frei und lächelte sie schelmisch an. »Ich glaube, wir sollten zuerst frühstücken. Dann haben wir hinterher mehr Kraft.« Susanne mußte ebenfalls lachen. »Wahrscheinlich hast du recht. Obwohl ich im Moment lieber auf das Frühstück verzichten würde.«

Melissa beugte sich noch einmal zu ihr herunter und knabberte an Susannes Ohr. »Ich auch.« Dann richtete sie sich auf. »Ich mache jetzt trotzdem Kaffee. Über das weitere können wir ja dann

immer noch reden.« Wieder schelmisch lächelnd ließ sie ihre Hand über Susannes Schulter streichen, während sie sich umdrehte.

Susanne sah ihr nach, wie sie über den langen Flurgang zur Küche ging. Was ist das nur? dachte sie. Sie macht mich glücklich, ohne etwas von mir zu fordern. Das war ein ganz neues Erlebnis für sie, nach den Jahren mit Regine. Susanne erhob sich und ging Melissa nach in die Küche. Sie vermißte Melissas Anblick schon, obwohl sie ihren Blicken gerade erst entschwunden war. Das muß Liebe sein, dachte sie.

Die Tage mit Melissa vergingen für Susanne wie im Flug. Sie hätte gar nicht bemerkt, daß sie sich schon einen Monat kannten, wenn Melissa ihr nicht morgens Blumen ans Bett gebracht hätte, um sich bei ihr zu bedanken.

»Bedanken? Wofür?« Susanne war überrascht von der Ernsthaftigkeit, mit der Melissa gesprochen hatte.

»Dafür, daß es dich gibt.« Melissa sprach wieder ernsthaft, aber nicht pathetisch. Susanne stiegen die Tränen in die Augen.

»Du kennst mich noch nicht. Deshalb sagst du das. Warte lieber erst einmal ab.« Sie versuchte ihrer Aussage mit einem Lächeln die Schärfe zu nehmen, aber sie merkte, daß es mißlang.

Melissa sprang neben ihr ins Bett, weitaus fröhlicher als eben noch. »Ich kenne dich noch nicht lange, d.h. nicht, daß ich dich nicht kenne.« Sie gab Susanne einen Kuß auf die Nasenspitze. »Glaub mir, du bist genau die Frau, nach der ich gesucht habe.« Sie beugte sich herüber und begann Susanne zärtlich zu küssen, so daß sie nicht antworten konnte und es auch nach einer Weile gar nicht mehr wollte. Sie wollte diese wunderbare Fügung des Schicksals nicht in Frage stellen. Es war schön. Vielleicht nicht für immer und ewig, aber wer konnte das schon sagen? Und irgendwie hatte sie auf einmal das Gefühl, daß die Chancen gar nicht so schlecht standen. Sie gab sich Melissas Umarmungen hin und dachte an nichts mehr. Melissas Lippen wanderten über ihre Schultern hinab zu ihren Brüsten. Die Klingel gab einen erschreckend eindeutigen Laut von sich.

»Oh Gott!« Susanne seufzte lauter, als sie es vielleicht beabsichtigt hatte. »Ausgerechnet jetzt.«

Melissa zog sich etwas von ihr zurück und blickte fragend. »Erwartest du jemanden?«

»Nein, eigentlich nicht. Heute, am Sonntag. Wer soll da schon kommen?« Susanne hätte sich am liebsten umgedreht und die Klingel ignoriert, aber ein zweites Schellen schreckte sie noch mehr hoch. Sie stand mit resigniertem Gesichtsausdruck auf und blickte entschuldigend auf Melissa hinunter. »Ich mache auf.«

Sie ging zur Tür. Als sie sie öffnete, sah sie zunächst einmal nichts. Eine Bewegung zu ihren Füßen lenkte ihren Blick dorthin.

»Regine!« Ein entsetzter Aufschrei war alles, was sie hervorbringen konnte. Sie hörte unmittelbar darauf Melissas nackte Füße hinter sich über den Boden laufen.

»Was ist?« Sie stand hinter Susanne und konnte Regine nicht sehen. Susanne drehte sich mit verstörtem Blick um. »Meine Freundin.« Sie stockte. »Meine Ex-Freundin. Regine.« Mehr konnte sie nicht sagen.

Melissa sah über ihre Schulter hinunter auf das Häufchen Elend, das vor Susannes Tür zusammengebrochen war. »So können wir sie nicht liegen lassen. Komm, hilf mir, sie reinzutragen.« Sie wand sich um Susanne herum, die den Eingang versperrte, und griff unter Regines Arme. Melissas praktische Hilfsbereitschaft löste Susanne aus ihrer Erstarrung. Sie packte Regine an den Füßen, und gemeinsam trugen sie sie in Susannes Zimmer und legten sie auf das Bett. Melissa zog ihr die Schuhe aus und deckte sie zu, während Susanne jetzt wieder etwas erstarrt daneben stand.

»Mein Gott, sie wiegt ja fast gar nichts!« Die Worte kamen so leise, daß Melissa sich weit zu Susanne hinüberbeugen mußte, um sie zu verstehen.

»Ja, sie ist ziemlich dünn«, sagte Melissa dann. Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Und sie sieht wirklich schlecht aus. Ich glaube, wir sollten eine Ärztin rufen.«

Susanne sah sie etwas hilflos an. »Kannst du das vielleicht machen?«

Melissa nickte nur und ging zum Telefon. Susanne hörte, wie sie mit jemandem sprach. Dann kam sie zurück.

»Sie kommt gleich. Es ist eine gute Freundin von mir. Wir haben mal zusammen im Studentenwohnheim gewohnt.«

Susanne hörte es wie durch einen Nebelschleier im Kopf. Melissa drehte sie zu sich herum und nahm sie in den Arm. Sie merkte, wie sich Susanne langsam entspannte. Dann kamen die Tränen. Sie

schluchzte. »Sie hat . . ., sie hat sich schrecklich verändert!« Sie wollte noch mehr sagen, aber die Worte blieben ihr im Halse stecken. Melissa umarmte sie fester und streichelte ihren Rücken.

»Sch, sch. Ganz ruhig.« Das Streicheln schien Susanne tatsächlich zu beruhigen. Sie schluchzte leiser.

Es dauerte keine Viertelstunde, bis die Ärztin kam. Sie untersuchte Regine schnell und professionell. »Na ja, gegessen hat die Dame in letzter Zeit wohl nichts, oder?« Etwas strafend blickte sie auf Susanne. Melissa antwortete für sie. »Sie hat sie schon lange nicht mehr gesehen. Sie lag heute plötzlich vor der Tür.«

»So, so.« Die Ärztin senkte ihre Augen noch einmal auf Regine. »Lebensgefährlich ist es nicht. Aber die sollten diesen Diätwahnsinn lassen, diese Idiotinnen!« Ihr Ärger war ihr deutlich anzumerken. »Als ob das irgend etwas bringen würde!«

Melissa lächelte ein wenig. »Immer noch die gleiche Ute. Wie beruhigend!« Sie streckte den Arm aus und berührte sie leicht. »Komm, wir trinken einen Kaffee. Dann kannst du uns Anweisungen geben, was wir machen sollen.«

In der Küche saß Susanne zuerst nur stumm dabei, während Melissa und Ute sich unterhielten, zuerst über Regine, dann wechselten sie bald zu den »alten Zeiten'über. Ihr Gelächter erfüllte nach einiger Zeit den Raum und weckte Susanne aus ihrer Lethargie.

Sie merkte die Vertrautheit der beiden aus jeder Geste und spürte einen Stich. »Wie könnt ihr lachen, wo Regine nebenan . . . ?« Die Schärfe ihrer Stimme erschreckte sie selbst.

Melissa und Ute sahen etwas irritiert in ihre Richtung. »Sie stirbt nicht.« Melissa akzentuierte wie eine Sprachlehrerin. »Sie muß schlafen und sie muß essen. Dann kommt sie schon wieder auf die Beine.«

Susanne fühlte Tränen der Wut in sich aufsteigen über diese Gleichgültigkeit. »Ihr wißt ja gar nicht . . .« Sie brach ab. Dürfte sie erzählen, was sie wußte? »Aber es interessiert euch sicher auch gar nicht. Ihr unterhaltet euch ja so gut!« Was war nur in sie gefahren? Die beiden konnten doch nichts dafür!

Melissa und Ute blickten noch für einen Moment irritiert, dann brachen sie in derselben Sekunde in schallendes Gelächter aus. Melissa blickte zuerst in Susannes, dann in Utes Richtung. »Merkst du was? Sie ist eifersüchtig!«

Ute nickte. »Aber sie ist wirklich süß dabei, findest du nicht?«

Susanne schnappte nach Luft. Was erdreistete sich diese fremde Frau? Nur weil sie Ärztin war und hier gebraucht wurde!

Melissa brach mit ihrem Gelächter ab und kam zu Susanne herüber. Sie versuchte, sie in den Arm zu nehmen, aber Susanne wehrte sich dagegen. So blieb sie einfach nur neben ihr stehen. Sie beugte sich hinunter, so daß ihr Gesicht auf Augenhöhe mit dem von Susanne war. »Glaub mir, Ute ist eine gute Ärztin. Wenn sie sagt, Regine ist nicht in Gefahr, dann ist sie es auch nicht. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen.« Ihr beruhigender Tonfall hatte die entsprechende Wirkung auf Susanne.

»Aber . . .«

»Kein Aber!« Melissa unterbrach ihren schwachen Protest sofort. »Sie wird wieder gesund. Und was Ute und mich betrifft: Ute steht nur auf Männer. Also keine Gefahr.«

Ute grinste breit bei Melissas letzten Worten. Susanne fühlte sich etwas übertölpelt. »Ich habe ja gar nicht . . .«

Melissa nahm sie in den Arm und schüttelte sie lachend. »Doch hast du! Und jetzt genug! Wir werden das Kind schon schaukeln!«

Susanne hatte noch nie so die tiefere Bedeutung dieser sonst so banalen Bemerkung empfunden wie jetzt, wo sie von Melissa geschüttelt wurde. Sie mußte nun auch unwillkürlich lachen. »Gut, dann schaukele mal das Kind. Aber bitte nicht so sehr wie mich gerade!«

Melissa hörte sofort auf und blickte ihr ernst in die Augen. »Das ist gut. Jetzt bist du wieder du selbst.«

Das Gespräch, das sie danach zu dritt führten, brachte einige Sorgenfalten auf Utes Stirn zum Vorschein. Nachdem sie wußte, daß es sich bei Regines Zusammenbruch sicher nicht nur um einen körperlichen gehandelt hatte – obwohl Susanne zum akuten Anlaß natürlich auch nichts sagen konnte –, ließ sie sich einiges aus Susannes Leben mit Regine erzählen, insbesondere während der letzten Wochen vor ihren Auszug.

Nach einer Weile sagte sie, »Ich glaube, das ist ernster, als ich dachte. Körperlich wird sie bald wieder gesund sein. Das kann ich garantieren. Aber das andere . . .« Sie ließ die Alternative im Raum stehen.

Susanne weinte fast schon wieder. »Gibt es denn wenigstens eine Chance?«

Ute tätschelte in klassischer Ärztemanier ihren Arm. »Aber sicher.« Sie bemerkte die Unverbindlichkeit ihrer Geste und fügte hinzu, »Ich habe Erfahrung mit solchen Fällen, und ich arbeite auch mit einer Psychologin zusammen.«

»Psychologin!« Susanne stieß es hervor. »Regine ist selber Psychologin!«

»Ja, das wird die Sache erschweren, aber es macht sie nicht unmöglich.« Ute sprach jetzt sehr überzeugend.

Melissa hatte Susanne schon eine Weile still beobachtet. »Willst du sie hierbehalten?« Sie fragte ruhig, aber es steckte mehr als die Antwort auf die bloße Frage dahinter, was sie interessierte.

Susanne sah sie an. Jetzt waren nur noch sie beide im Raum. Ute hatte sie völlig vergessen. »Ich glaube, das bin ich ihr schuldig. Wenn ich auch nicht genau weiß, warum. Aber ich empfinde es so.«

Melissas Augen fragten sie, auch wenn es ihr Mund nicht aussprach. Susanne lächelte leicht. »Ich Sorge mich um sie. Vielleicht ist es das, was sie die ganzen Jahre über bei mir vermißt hat. Ich kann vielleicht etwas wiedergutmachen.«

Melissa sah von ihr weg und blickte zum Fenster hinaus. Ihre Mundwinkel zuckten.

»Aber ich liebe sie nicht mehr. Das weiß ich jetzt besser als vorher. Ich liebe *dich*.«

Melissas Reaktion kam nicht sofort. Dann drehte sie langsam den Kopf und sah Susanne an, etwas ungläubig, aber auch langsam verstehend.

Ute blickte über die Köpfe der beiden hinweg. »Es wird lange dauern«, sagte sie.